



# Wandern nach Drehbuch

Warum ein guter Wanderweg inszeniert sein sollte wie ein Film: Unsere Autorin ließ sich von Wanderpapst Rainer Brämer am hessischen Vogelsberg die perfekte Dramaturgie zeigen. **TEXT: AGNES FAZEKAS**

Foto: Klaus-Peter Kappert

Sanft geschwungene Hügel mit Blumenwiesen, gesäumt von offenem Wald, am Wegrand ächzt ein alter Baum, von irgendwoher tönt das Plätschern eines Baches herüber – schön! Darauf können sich wohl die meisten Menschen einigen. „Der Grund dafür ist unsere Angst“, sagt Rainer Brämer, „einer der treibenden Urstinkte.“ Der 69-Jährige gilt als Deutschlands Wanderpapst, was ihm als Wissenschaftler überhaupt nicht schmeckt. Sagt er. Ein bisschen stolz ist der zierliche Mann mit der scharfen Nase und dem Analytiker-Blick vielleicht doch darauf. Immerhin hat er es geschafft, die Wanderkultur zu revolutionieren, romantische Gefühle in ein rationales Bewertungsschema zu stecken und dabei trotzdem Lust auf Natur zu machen. Nach seinen Kriterien wurden inzwischen rund 300 Premium-Wanderwege zertifiziert.

Der Tag ist grau wie der Asphalt auf dem Parkplatz in Homberg am hessischen Vogelsberg, hier beginnt die „Sagenhafte Schächerbachtour“. Neun Kilometer lang, 72 Erlebnispunkte. Das ist ziemlich viel für eine „extrem sanfte und unscheinbare Wanderung“, wie Brämer sagt. Aber gerade deshalb ist sie einer seiner Lieblingswege. Weil das Wandern eine schlichte Sache ist – und doch so erfüllend sein kann.

„Der Witz ist die Abwechslung“, sagt er. „Unsere Wanderwege sind radikal auf den Geschmack der Masse zugeschnitten.“ Das klingt ja furchtbar, denke ich, und dass ich bestimmt nicht dazugehöre, zur Masse. Große Selbsttäuschung: Brämers Experiment glückt. Gleich zu Anfang ein Weitblick ins Tal – ich finde ihn herrlich. Wie der Forscher erklärt, hat mein Hirn in 200 Millisekunden ausgelotet, dass es hier Wasser gibt; fruchtbare Auen versprechen Nahrung, der angrenzende Wald Zuflucht – und vor allem: an meinem Standpunkt behalte ich den Überblick. Schön ist, was Sicherheit bietet und uns die Angst nimmt. Beim Wandern suchen wir die heile Welt, weiß Brämer.

Früher war er Physiker, seine Liebe für Zahlen hat er in die Natursoziologie gerettet: die Forschung über unser alltägliches Verhältnis zur Natur. Nachdem er Tausende von Fragen an 18000 Wanderer gestellt hat, weiß er alles über diese Spezies. Vor allem, dass sie lange nicht mehr althergebrachten Klischees entspricht. Glaubt man der Statistik, will der zeitgenössische Wanderer nicht im Pulk laufen, er will keinen Führer, aber auch keine Karte. Denn die kann er nicht lesen. Er ist wenig bildungsbegeistert, aber überdurchschnittlich gebildet. Und deswegen sehr anspruchsvoll. Er spiegelt ziemlich genau die Bevölkerung wieder, nur Pubertierende und Gehkranke fehlen. Das Verhältnis

von Männern zu Frauen beträgt 50:50, wobei letztere im Schnitt leicht Übergewichtig sind. Kein Wunder, dass die Durchschnittsgeschwindigkeit nah am Spazierengehen liegt, drei Kilometer pro Stunde.

„Und?“, Brämer blickt mich gespannt an. „Wo geht es lang?“ Leider bin ich ziemlich kurzsichtig und muss eine Weile suchen, bis ich die handtellergroßen Tafeln entdecke. Eigentlich sollte man die Schilder schon aus dem Augenwinkel wahrnehmen, der Weg den Wanderer wie von selbst leiten, und das Erlebnis sich von ganz allein entfalten. „Förster glauben immer, die Schilder müssten aus Holz sein, aber Wanderer wollen ein Zeichen der Zivilisation sehen“, erklärt Brämer.

Wer glaubt, wir kämen rein zufällig zu genau diesem Zeitpunkt an dem Eisenbahnviadukt vorbei oder an der weiten Wiese mit dem Blick auf das Fachwerk von Homberg, der irrt gewaltig. Premiumwege sind „erlebnioptimiert“ und folgen der Dramaturgie, die sich der Erschließer, viele Stunden über Karten gebeugt, ausgedacht hat. Sie sind konzipiert wie ein Drehbuch und setzen in Szene, was die Landschaft hergibt. „Am Anfang braucht es einen Anreißer, der gespannt macht“, sagt Brämer: „Das fehlt hier ein bisschen, wird aber später wettgemacht.“ Und: „Hm, der Abstand zum Gebüsch könnte großzügiger sein“, mäkelte er, „dann gäbe es noch mehr Punkte.“

Aber was ist überhaupt ein Erlebnis? „Die Kombination aus Landschaft und einem Touch Abenteuer“, erklärt Brämer. Wobei junge Männer sich mehr Aufregung wünschen als ältere Frauen, die vorwiegend auf Ästhetik, also Sicherheit, achten. Der Schächerbachweg verspricht ein klitzekleines Abenteuer. Er nimmt immer wieder Bezug auf Sagen aus der Zeit, als in diesem Tal die „Schächer“, Räuber, ihr Unwesen trieben. Die Prise Spannung kann auch ein verschlängelter Pfad bieten, dessen Ende nicht einsehbar ist.

„Wir haben eine sehr geringe Abenteuerschwelle“, sagt Brämer und bäugt das Totholz im Gebüsch. Wildes Dickicht, Wurzeln und ein moosiger Abgrund. Das mag ich, und endlich hebe ich mich vom Massengeschmack ab! Denn der mag es aufgeräumt. Damit man türmen könnte ohne zu Stolpern, wenn Räuber angreifen. Für Kinder aber ist die Unordnung ein richtiger Erlebnisspielplatz. „Es wird immer für Familienwandern geworben. Aber eigentlich müsste man das trennen“, sagt Brämer. „Das Meditative, das Erwachsene am Wandern schätzen, finden Kinder furchtbar langweilig. Eine der Parteien muss sich also immer anpassen.“ Plötzlich wird der Mischwald von finsternem Fichtengehölz unterbrochen. Tatsächlich ➤

Psychotop: Beim Wandern suchen wir nach der heilen Welt, einer Wohlfühloase zum Durchstreifen. In neuerdings sehr langsamem Tempo, wie Wanderforscher Brämer weiß.

läuft ein wohliger Schauer durch mein sediertes Gemüt. Räuberwald! Dabei mag ich eigentlich lieber Laubbäume. Und bin wieder voll im Mainstream. Dabei war das nicht immer so. Studien zeigen, dass bei den Deutschen bis Ende der 70er Laubbäume weniger beliebt waren. „Wir bevorzugten das Immergrüne, Symmetrische des Nadelwalds und den würzigen Duft“, sagt Brämer. Soziologen erklären sich unseren Sinneswandel mit dem Waldsterben, da anfangs vor allem Tannen und Fichten betroffen waren. Seitdem assoziieren wir Nadelhölzer nicht mehr mit gesundem Wald.

Grundsätzlich aber gehören Bäume für uns zu einer schönen Landschaft, weil auch hier wieder unser Sicherheitsdenken mit hineinspielt. „Wenn wir an Natur denken, dann mit Abstand zuerst an einen Baum. Das ist der große Bruder zum Anlehnen“, sagt Brämer. Ein dichter eintöniger Wald wird als weniger schön empfunden, bietet Wanderdrehbuchschreibern aber einen Aha-Effekt: Am besten packen sie die Aussichtspunkt direkt dahinter. „Da bleiben dann alle stehen und seufzen.“ Denn am meisten mögen wir den Wald da, wo gerade keiner mehr ist: An Lichtungen und Sichtschneisen. Der Szenenwechsel macht's bei ei-

ner gelungenen Dramaturgie. „Nicht alles an einem Punkt verballern“, legt Brämer noch eins drauf und: „Der Paukenschlag sollte etwa nach zwei Dritteln des Weges kommen.“

Werde ich je wieder unschuldig wandern gehen können? Wenn ich mir den Forscher so ansehe, muss ich mir aber keine Sorgen machen. Er kennt den Weg und weiß, welche Stelle wie viele Punkte eingeehmt hat: Dort der nadelige Waldboden, hier das abfallende Relief und der Wechsel im Wegformat, und wie da hinten die Wiese perfekt von Wald unten und den Kumuluswolken oben eingesäumt wird – und trotzdem platzt es beim Scannen der Kulisse immer wieder aus ihm heraus: „Da kann man sich nicht sattsehen!“ Oder: „Jetzt der Zaun weg, und wir sind im Garten Eden!“

Das Paradies ist ein Garten. Auch das ist ein Ergebnis seiner Studien. Wir wollen keine unberührte Wildnis, sondern bevorzugen gepflegte Landschaft. Brämer nennt das Psychotop, eine Wohlfühloase für das Gemüt. Und man braucht nicht mal viel Zeit, um sich zu erholen. Eine halbe Stunde durchs Grüne flanieren, das entspannt uns viel besser als der Sessel oder das Café. Wir finden unsere eigene Natur wieder. Werden wieder Jäger und Sammler und nehmen deutlich mehr

auf. Das sei so erholend, glauben Landschaftspsychologen, weil unsere Reizflut im Alltag dermaßen hoch gefahren ist, dass wir uns in ständiger Abwehr befinden. „Im Grünen geraten wir sofort in unseren natürlichen Wahrnehmungs-Rhythmus“, sagt der Wanderforscher. Er schnuppert an einer Waldrebe.

Kein Wunder, dass sich das Wandern mit der Verstädterung entwickelt hat. Die Wandervogel-Bewegung, das waren Bürgersöhne, die unter dem preußischen Schulstress litten und sich mit Gewaltmärschen ihre Freiheit zurückeroberten. „Eine Kulturrevolution“, sagt Brämer. Was er allerdings erst lernen musste: wie wichtig es für die heutigen Wanderer ist, sich ohne Zeitdruck zu bewegen. Brämer war früher selbst Wanderführer: „Das hätten wir damals nie zugelassen.“

Schwarz schimmert etwas durch die Blätter hindurch: der Herrnteich. Um ihn rankt sich eine von vielen Sagen in der Region. Die meisten haben etwas mit Jungfrauen und Eseln zu tun. „Letztes Mal war der ausgetrocknet und voller Teichmuscheln“, ruft Brämer begeistert. Der Vogelsberg ist das größte zusammenhängende Vulkangebiet Mitteleuropas. Wie ausgewaschene Grillbriketts liegen immer wieder glitschige Basaltbrocken im Schächerbach, über die man balancieren

kann. Geheimnisvoll verliert sich das Licht zwischen den Blättern, und wir schlürfen einen Schluck angenehm mineralisch schmeckendes Wasser direkt aus der Quelle, dem Goldborn. Halbzeit.

„Punkte über Punkte“, seufzt Brämer und füllt seine Trinkflasche. „Und ein paar Meter ab vom Weg ist es stinklangweilig.“ Das Wanderinstitut verleiht das Wandersiegel nach einem Katalog mit 200 Unterkategorien. Die Zertifizierer laufen mit langen Listen die Wege ab. Allein der Belag ist schon eine Wissenschaft für sich: Feiner Schotter gilt als neutral, Asphalt gibt Minuspunkte, das Nonplusultra ist soft schwingender Waldboden. 2000 Euro kostet die Gemeinden der zertifizierte Kilometer inklusive Marketing. Am Waldrand schwirren Bienen und Hummeln im Klee. Das kann mir kein nüchterner Erlebnispunkt vermiesen.

Brämers erster Premiumweg, 2001, war der Rothaarsteig. Das Sauerland galt als Ferienregion für Holländer und Ruhrpottler, aber Ende der 90er verlor es seine Gäste. Brämer sollte hier eine Wanderung austüfteln, die dem historischen Rennsteig im Thüringer Wald Konkurrenz machen kann. Die Umsetzung dauerte dreieinhalb Jahre, und die Studien im Vorfeld, Beschilderung, Experten und Werbung schluckten zwei ➤



1



Fotos: Agnes Fazekas (2)

2

#### Wenn ein Wanderweg zur Marke wird

Das Deutsche Wanderinstitut zeichnet Wege mit dem „Wandersiegel für Premiumwege“ aus, die „höchste Erlebnisqualität“ bieten. Gemessen auf Basis von Erkenntnissen der Wanderpsychologie und Datenerhebungen. Im Klartext heißt das: besondere Ziele, viele Höhepunkte und keine landschaftlichen Durststrecken. Mehr Infos auf: [www.wanderinstitut.de](http://www.wanderinstitut.de) Der Deutsche Wanderverband zieht mit dem Siegel „Qualitätsweg Wanderbares Deutschland“ mit: [www.wanderverband.de](http://www.wanderverband.de).

#### Der Klassiker

Altbekanntes Wanderhighlight ist der historische Rennsteig in Thüringen. Vom Mittellauf der Werra führt der Rennsteig über sportliche 170 Kilometer als Höhenweg bis in den nördlichen Frankenwald. [www.rennsteig.de](http://www.rennsteig.de)

#### Launige Lektüre

Manuel Andrack, einst Handlanger in der Harald Schmidt Show, hat das Wandern für sich entdeckt: „Das neue Wandern. Unterwegs auf der Suche nach dem Glück“. Berlin Verlag. 250 S., 9,95 € Anregungen für 14 spannende Fernwanderungen bietet „Deutschland zu Fuß“. Bruckmann. 288 S., 29,95 € Wanderführer und Karten braucht man nicht mehr, seit Wanderverband und Wanderinstitut sich bemühen, alle Wege so gründlich auszuzeichnen, dass es reicht, die Startpunkte zu kennen. Diese findet man zum Beispiel auf: [www.premium-wandern.de](http://www.premium-wandern.de) oder [www.wanderbares-deutschland.de](http://www.wanderbares-deutschland.de)

#### Natursoziologie

Wer sich für Rainer Brämers Studien interessiert, findet mehr auf seinen Seiten: [www.natursoziologie.de](http://www.natursoziologie.de) und [www.wanderforschung.de](http://www.wanderforschung.de)

1/ Ein Sofa im Wald: Wanderforscher Rainer Brämer und Autorin Agnes Fazekas relaxen auf dem eigens für Wanderwege designten Ruhemöbel.

2/ Ein Touch Abenteuer: Sich spüren beim Balanceakt über die glitschigen Basaltbrocken im Schächerbach.

Millionen Euro. „Ein Kampf“, sagt Brämer. Denn er weigerte sich, den Weg an sämtlichen Gasthäusern vorbeizuführen. Jedenfalls entwickelte sich der Rothaarsteig zum Renner, mit jährlich 1,5 Millionen Besuchern.

Sogar Designer wurden angefragt und entwickelten ein Waldsofa, das nun auch am Schächerbach steht. Eine Mischung aus Liegestuhl und überdimensionierter Parkbank, auf der man sich wie ein entspannter Gartenzwerg fühlt. Über uns irrlichtern Blätter in der Sonne, die nun doch einmal durch die Wolken spitzt. Brämers Blick versinkt im Laubdach: „Alle beneiden mich um diesen Job.“ Er knabbert an seiner Zartbitterschokolade, aber auch an einem kleinen Gewissenskonflikt. Denn bei seinen Studien ist ihm bewusst geworden, wie sehr uns der Zugriff auf die Alltagsnatur abhanden gekommen ist. Bei Umfragen unter Schülern und Studenten wussten viele nicht mal, aus welcher Richtung die Sonne aufgeht und hielten Bäumefällen per se für eine Umweltsünde. Das „Bambi-

Syndrom“ hat unser Naturbewusstsein geprägt. „Es würde uns allen besser bekommen, wenn wir uns als einen Teil der Natur begreifen und uns deshalb sensibler verhalten, statt uns nur als das böse Gegenstück zu sehen“, sagt Brämer. Deswegen ist er eigentlich gegen die Versüßlichung der Natur, gegen das Bild, das Magazine wie „Landlust“ aus einer mit Bleheimern dekorierten Kulisse erschaffen. „Meine Wanderwege sind immerhin echt und ein positiver Zugang zur Natur“, entschuldigt er sich fast.

Das letzte Stück der Tour führt über malerische Wiesen und an pittoresken Dörfchen vorüber. „Die sind am Aussterben“, diagnostiziert Brämer und ruiniert meine romantischen Anwandlungen. Allerdings, das urige Gasthaus Hainmühle wird wiederbelebt durch den Schächerbachweg und bietet durchgehend warme Küche. Der Wirt erkennt Brämer und begrüßt ihn überschwänglich. Ich esse Carpaccio vom Handkäs, Brämer etwas, das Hannebambel heißt und genauso seltsam aussieht. Dazu gibt es Holunderlimo und ☘

Lichtblick: Manchmal reicht das Spiel von Sonnenstrahlen in den Blättern, um eine Waldlichtung in ein Erlebnis zu verwandeln.



Foto: Klaus-Peter Kappest

## Vom Waschbärbauch

Was *Procyon lotor* und *Homo sapiens* voneinander lernen könnten – wenn sie denn wollten. TEXT: SABINE MAUS



In diesem Sommer besetzte er publikumswirksam den barocken First des Bundesverwaltungsgerichts in Leipzig, er wurde auch schon auf einer Villenetage in Potsdam gesichtet, die stärkste Population innerhalb seines Einwanderlandes Deutschland aber wird seit Jahren in der Documenta-Stadt Kassel gezählt: Es scheint, der Waschbär ist nicht nur ein Kulturfolger – er legt auch Wert auf eine kultivierte Umgebung. Gemauerte Schornsteine, verlassene Altbauten, unbehandelte Holzschuppen und – okay, nicht ganz so stilvoll – Abwasserrohre beherbergen immer mehr dieser Stadtmitbewohner der neueren Art.

In den 20er Jahren – nicht ganz freiwillig – als Lieferanten für Pelzmäntel und Kuschelmützen aus Nordamerika „eingewandert“ und gezüchtet, haben es die 1934 ausgesetzten Vorfahren der Kleinbären mittlerweile auf eine Nachkommenschaft in Millionenstärke gebracht. Alleine in Kassel lebt laut Statistik auf jedem Hektar eines dieser mittelgroßen Säugetiere, die zumindest alle bis Zwölfjährigen unter „wahnsinnig süß“ und „so niedlich“ einordnen.

Aber auch der ältere Bärenbeobachter kann sich dem Augenmasken- und Puschelschwanzcharme der pelzigen Raubtiere kaum entziehen – es sei denn, er wohnt in Kassel und fällt an jeder Ecke über Müll aus durchwühlten Abfallkörben. Oder er besitzt einen Dachboden, der von einer Waschbärenkolonie als öffentliche Toilettenanlage auserkoren wurde. „Waschbärlatrine“ sagen Experten zu so einem stinkenden Treffpunkt, und niemand, der regelmäßig mit Einmalhandschuhen und Desinfektionsspray bewaffnet die Dachbodenleiter hinaufsteigen muss, wird die possierlichen Tierchen mit einem Willkommensplakat begrüßen.

Ist auch nicht nötig – es reicht schon, wenn er seinen Komposthaufen unvorschriftsmäßig mit Fisch, Fleisch und anderen für Waschbären attraktiven Essensresten bestückt, Mülltonnen überquellen oder Fallobst auf dem Rasen vergammeln lässt.

Foto: ddp images

Die Allesfresser mit den Ringen um die Augen sind nämlich intelligente Kerlchen mit gutem Gedächtnis, die sich genau merken, wo sie sich ganz ohne Jagdaufwand den Bauch vollschlagen können. Und weil sie gesellig sind, sagen sie gleich noch ihren Kumpels Bescheid und bringen die Kinderchen mit. Wenn es dann nachts rumpelt und kracht auf dem Grundstück, ist das die Waschbärenbande, die den gelben Sack durchwühlt, auf dem Weg zum wärmenden Kamin Ziegel beiseite schiebt oder sich über die Regenrinne auf den Weg zum angestammten Klo macht.

Man könnte auch so sagen: Wer *Procyon lotor* als Nachbarn nicht schätzt, sollte keinesfalls selbst ein Dreckbär sein und seine essbaren Reste lieber waschbärensicher entsorgen.

Der rundliche Kleinbär ist übrigens nicht so reinlich wie sein Name vermuten lässt: Nur in Gefangenschaft „wäscht“ der Waschbär sein Futter, indem er es zwischen den Vorderpfoten reibt – allerdings ist das vom Schupp, wie die Urgroßeltern den Zuwanderer noch nannten, nicht als Reinigungsmaßnahme gedacht, sondern lediglich eine Ersatzhandlung für das Tasten nach Krebsen und anderen kleinen Tieren in flachen Gewässern der freien Wildbahn.

So haben – zumindest in puncto Sauberkeit – beide etwas voneinander: Der Waschbär richtet sich den Gammelkram aus der Biotonne etwas appetitlicher her. Und wir lernen von ihm, wie man Abfälle so entsorgt, dass der bequeme Allesfresser dann doch lieber in die Wälder zieht, wo es viel schöner ist und auch ausreichend Futter gibt. Er muss sich dort zwar ein bisschen mehr anstrengen, aber dafür wird's dann vielleicht noch was mit dem Waschbrettbauch.

Auf Youtube wurde er zum Star: Der kleine Waschbär, der sich in der Fassade des Leipziger Verwaltungsgerichtes eingeknistet hat. Einer von einer Million in Deutschland. Zum Film: [www.tiny.cc/waschbaer](http://www.tiny.cc/waschbaer)